

Liebe Gemeinde,

liebe Hörerinnen und Hörer,

heute – wäre Evolutionstag. Wenn es nach den Atheisten in diesem Land geht. Die haben vor einigen Jahren eine Kampagne gestartet, um den Himmelfahrtstag abzuschaffen. In ihrer Resolution behaupten sie, dass nur noch eine verschwindende Minderheit eigentlich weiß, wozu dieser Tag da ist. Und selbst die, die das wüssten, könnten nichts mehr damit anfangen. Behaupten die Atheisten. Und wollen den Himmelfahrtstag ersetzen durch einen Tag, der die Evolution feiert. Denn ohne die wären wir nicht die, die wir sind. Wer aber braucht schon Christi Himmelfahrt?

Heute – ist Christi Himmelfahrt. Dass Sie hier die Bänke füllen, dass Sie vor dem Radio sitzen, ist doch ein Zeichen dafür, dass dieser Feiertag noch nicht ausgedient hat. Freilich ist in vielen Pfälzer Waldhütten heute mehr los als in den christlichen Kirchen. Und dennoch will ich den Himmelfahrtstag nicht preisgeben. Weil ich der Meinung bin, dass er weit mehr ist als eine verstaubte Tradition. Weil ich der Meinung bin, dass wir Christi Himmelfahrt brauchen. Als Kirche, als Christen, als Menschen. Um die zu sein, die wir sind. Oder noch mehr: Um die zu werden, die wir sein können.

Gehen wir noch einmal zurück in unserem Kirchenjahr. Wir haben Weihnachten gefeiert, die Geburt unseres Herrn und Heiland. Wir haben uns am Karfreitag mit seinem Tod auseinandergesetzt und an Ostern seine Auferstehung bejubelt. Und auf den ersten Blick hat die Heilsgeschichte, diese heilvolle Geschichte um Jesus aus Nazareth, um Jesus, den Christus einen würdigen Abschluss gefunden. Stimmt aber nicht. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie geht weiter. Die Himmelfahrt ist kein überflüssiger Appendix, den man guten Gewissens einfach auslassen kann. Sie ist so etwas wie die Pointe der Geschichte. Ohne jenes denkwürdige Ereignis damals in Jerusalem wäre die Geschichte von Jesus von Nazareth nur eine Episode gewesen. Weil es die Himmelfahrt gab, und zwar genauso, wie sie stattgefunden hat, nennen wir uns heute Christen und Christinnen.

Ein wenig abstrus klingt die Geschichte ja schon. Vierzig Tage lang war Jesus wieder mit seinen Freunden zusammen. So wie früher. Und sie hätten auch gerne geglaubt, dass alles ist wie früher. Der Meister und seine Schüler, der Rabbi und seine Jünger. Und so hätte es weitergehen können bis zum Ende ihrer Tage. Aber der Meister, der Rabbi, der Auferstandene macht kein Hehl daraus, dass eben nichts mehr ist wie früher. Die Auferstehung löscht die Erfahrung des Karfreitags nicht einfach aus, macht die Gefühle des Abschieds, der Trauer, des Loslassens nicht ungeschehen. Es gab eine Trennung. Und diese Trennung hat alle verändert. Weil Trennungen nun einmal Menschen verändern, ihre Beziehungen verändern. Und auch wenn es ein Wiedersehen gibt, begegnet man sich anders.

Und irgendwann sind sie beisammen auf dem Ölberg, als das Unglaubliche geschieht. Jesus verschwindet. Eine Wolke nimmt ihn auf und verbirgt ihn vor ihren Augen. Und sie starren in den Himmel und sind wie gelähmt und wissen schon wieder nicht, wie es weitergehen soll. Männer in weißen Gewändern tauchen auf, die offensichtlich mehr wissen. Es ist gut, wie es ist, sagen sie. Es hat alles seine Ordnung. Er geht seinen Weg, und ihr müsst euren Weg gehen. Mit ihrem Erscheinen löst sich die Starre, die Lähmung. Es kommt

wieder Bewegung in die Szene. Blicke lösen sich vom Himmel, Füße finden wieder die Erde. Es wird nicht mehr sein wie früher. Keiner weiß, wie es sein wird, wie es weitergehen wird. Aber alle begreifen, dass es weitergehen wird. Irgendwie weitergehen wird.

Sie setzen einen Fuß vor den anderen, langsam, dann immer schneller gehen sie zurück nach Jerusalem. Sie versammeln sich an dem Ort, an dem sie sich immer versammelt haben. Andere kommen noch dazu, denen Jesus Christus etwas bedeutet. Und ab da sind sie stets beieinander einmütig im Gebet. Und im Gebet begreifen sie, wie nah ihnen dieser Jesus noch immer ist. Obwohl er jetzt bei Gott ist und nicht mehr bei ihnen, entdecken sie im Gebet den Ort, wo Himmel und Erde sich berühren. So wie Menschen sich im Gebet anderen Menschen nah fühlen können, auch wenn diese ganz woanders sind. Weil im Gebet eine Nähe zwischen Gott und Mensch entstehen kann, die nichts mit Zeit und Raum zu tun hat.

Soweit die Geschichte. Von der ich behaupte, dass sie für uns als christliche Gemeinde so wichtig und entscheidend ist. Denn was wäre wenn? Was wäre, wenn damals auf dem Ölberg alles anders gekommen wäre? Lassen Sie uns ein wenig der Musik lauschen und in unseren Gedanken auf den Ölberg wandern. Stellen wir uns zu den Jüngern, teilen wir ihre Angst und ihre Hoffnung, lassen wir uns ein auf die Himmelfahrt.

Anonymus (11. Jh.) Lamento di Tristano

Vierzig Tage lang war Jesus mit seinen Freunden beisammen. Er hat merkwürdige Andeutungen gemacht, aber das tat er ja schon immer. Sie verstehen, was er sagt, aber sie verstehen nicht, was er meint. Und jetzt sind sie auf dem Ölberg, jetzt kommt der Moment des Abschieds. Die Wolke verbirgt ihn vor ihren Blicken, der Himmel ist immer mehr voller Wolken, auf der Erde verweht der Wind seine Fußabdrücke. Er ist weg. Die Augen der Jünger kleben am Himmel, durchforsten seine Tiefen, suchen den Freund hinter den Wolken. Sie wollen den Blick nicht abwenden von diesem unergründlichen Himmel, der ihnen schon wieder alles genommen hat, was ihnen etwas wert ist. Sie starren, sie stieren, sie bewegen sich kaum. Männer in weißen Gewändern tauchen auf. „Was steht ihr da und seht zum Himmel?“ fragen sie. Noch immer wendet keiner den Blick. Blöde Frage. Was anderes sollen wir tun? Da am Himmel verschwindet unser Heil, unsere Zukunft. Wo er ist, wollen wir auch gerne sein. Aber er hat uns nicht mitgenommen. Er hat uns hier allein gelassen. Solange wir den Himmel fixieren, fühlen wir uns aber nicht so allein und hoffnungslos und zukunftslos. Die Starre der Trauer, in der sich nichts bewegt. So wie sie Menschen kennen, die einen geliebten Menschen verlieren. Und sich nicht vorstellen können und wollen, jemals wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen und in ein Leben zu gehen, in dem der andere fehlen wird.

Und so bleiben die Jünger stehen. Tag und Nacht. Sie wechseln sich ab in der Wache. Einige beobachten den Himmel, andere schlafen für ein paar Stunden. Die Männer in den weißen Gewändern sind es längst müde geworden, immer und immer wieder zu fragen, was der Himmel noch zu bieten hat. Sie sind irgendwann gegangen, haben resigniert. Nach einiger Zeit erst kommt Bewegung in die kleine Schar auf dem Berg. Sie raffen ihre Sachen zusammen und machen sich auf den Weg nach Jerusalem. Stolpernd und strauchelnd. Weil noch immer keiner den Blick vom Himmel wenden will. Sie stolpern, sie straucheln, weil keiner den Blick vom Himmel wenden will. Sie kommen nach Jerusalem, aber auch dort bleiben sie nicht lange. Ein jeder kehrt dorthin zurück, von wo er einst gekommen ist. Das Leben geht weiter, sagen die anderen. Aber das Leben geht nicht weiter. Sie starren an den Himmel, wo ihr Leben verschwunden ist. Die

Erde hat ihnen nichts zu bieten. Für den Rest ihrer Tage suchen sie immer wieder den Himmel ab. In der Hoffnung, dass von dort der käme, der ihnen Sonne, Mond und Sterne war. Aber er kommt nicht. So hätte es auch gewesen sein können. Damals in Jerusalem. Aber wenn es so gewesen wäre, dann wüssten wir das gar nicht. Dann gäbe es uns gar nicht. Jedenfalls nicht als Christen und Christinnen. Möglicherweise gäbe es in irgendeinem Werk eines antiken Historikers eine Randnotiz zu den Ereignissen in Jerusalem. So dass die Welt nicht ganz vergessen hätte, dass es einmal einen Jesus von Nazareth gegeben hat. Aber das wär's dann auch. Mit den trauernden und erstarrten und perspektivlosen Jüngern hätte sich die gute Nachricht mit den Wolken am Himmel aufgelöst. Dann wäre heute vielleicht Evolutionstag. Und wir würden feiern, dass die Natur ihre Gesetze hat. Aber wir würden nicht feiern, dass es einen Gott im Himmel gibt. Der nicht will, dass wir nur an den Himmel starren. Sondern dass wir hier auf Erden unser Leben leben. Ein reiches und erfülltes Leben. In dem wir zu den Menschen werden, als die Gott uns gemeint hat. Bis zum Tod. Und weit darüber hinaus. So wäre das.

G. de Machaut: Tels rit au main qui au soir pleure

Es hätte aber auch so kommen können: Vierzig Tage lang war Jesus mit seinen Freunden beisammen. Er hat merkwürdige Andeutungen gemacht, aber das tat er ja schon immer. Sie verstehen, was er sagt, aber sie verstehen nicht, was er meint. Und jetzt sind sie auf dem Ölberg, jetzt kommt der Moment des Abschieds. Eine Wolke formiert sich am Himmel, Jesus wendet sein Gesicht nach oben. Doch plötzlich dreht er sich zu seinen Freunden herum.

„Kommt, meine Freunde“, sagt er. „Kommt schnell. Ich habe mich anders entschieden.“ Die Freunde sind verwirrt. Gerade noch sprach er von Abschied. Was will er jetzt? „Ich liebe euch“, sagt Jesus, „ich liebe euch so sehr, dass ich den Abschied von euch nicht ertrage. Es ist mir gleich, wie der Plan ist, was Gott will. Ich will mit euch zusammen sein.“ Die Jünger starren ihn an. Sie sehen, dass Jesus Tränen in den Augen hat.

„Aber eben hast du doch gesagt, dass du gehen musst“, stammelt einer.

„Ich weiß, was ich gesagt habe“, entgegnet Jesus. „Aber ich weiß auch, was ich fühle. Auch ich fühle noch immer den Schmerz unseres letzten Abschieds. In diesen Tagen, in denen wir jetzt zusammen waren, miteinander gegessen und getrunken haben war es ja auch für mich wieder wie früher. Und es war eine schöne Zeit mit euch. erinnert ihr euch an den Berg, auf dem ich gepredigt habe? An die vielen Tausend, die wir sattbekommen haben? erinnert ihr euch an den Zöllner Zachäus, der so glücklich war, weil er bei uns eine Chance bekommen hat? Oder an den blinden Bartimäus, dem ich sein Augenlicht wiedergegeben habe?“

Die Jünger nicken. Natürlich erinnern sie sich an alles, an jede einzelne Minute. Es war die beste Zeit ihres Lebens, wie sollten sie die vergessen haben? „Wir haben so viel Gutes getan, gesagt, bewirkt“, fährt Jesus fort, „das können wir doch auch weiter tun. Wenn ich jetzt gehe, lasse ich euch im Stich. Ihr seid es doch gar nicht gewöhnt, ohne mich zu leben. Ich komme mir wie ein Verräter vor. An euch, an der guten Sache, wenn ich jetzt einfach verschwinde. Deswegen habe ich mich anders entschieden. Ich folge meinem Gefühl. Und das sagt mir, dass wir die frohe Botschaft am besten unter die Menschen tragen, wenn wir zusammenbleiben und einfach das tun, was wir vor dem schwarzen Freitag auch getan haben. Lasst uns gehen und die Welt verändern.“

Mit diesen Worten geht Jesus los, den Berg hinunter. Und die Jünger folgen ihm eilig. Bevor er es sich wieder anders überlegt. Denn genau davon haben sie seit Wochen geträumt. Dass es keinen neuen Abschied geben muss, sondern dass es eine Neuauflage des alten Lebens geben wird. In dem er der Rabbi ist und sie die Jünger sind. So wie früher. Gemeinsam gehen sie nach Jerusalem, wo sie auf die anderen treffen. Und schließlich brechen sie auf, machen sich wieder auf den Weg durch Galiläa. Sie begegnen Menschen, denen sie gute Worte geben, gute Taten angedeihen lassen. Das tun sie für viele Jahre. Bis sich ihre Spur im Sand der Wüste verliert. Ein paar der Alten erzählen noch eine Weile von dem Rabbi und seinen Freunden. Aber die Alten sterben. Und mit ihnen stirbt die Geschichte des Jesus von Nazareth. Ohne dass er die Welt wirklich ernsthaft verändert hätte.

Und so wären wir wieder an diesem Punkt. Dass heute vielleicht Evolutionstag wäre, aber ganz gewiss nicht Christ Himmelfahrt. Wir würden weder Weihnachten noch Ostern feiern. Wir würden vermutlich schon an irgendetwas glauben, aber eben nicht an den Gott, der an Ostern aller Welt gezeigt hat, dass er dem Tod die Macht genommen hat. Der uns mit Ostern im wahrsten Sinne des Wortes das Leben geschenkt hat. So wäre das.

J. van Eyck: Onse Vader in Hemelryck

So wäre das. Wenn die Jünger nach Himmelfahrt nicht wieder Boden unter die Füße bekommen hätten. Oder wenn Jesus endgültig die Erde dem Himmel vorgezogen hätte. Dann wären wir nicht hier. Dann hätte die frohe Botschaft, für die wir als christliche Kirche stehen, nicht die geringste Chance gehabt. Freilich würde die Welt sich vermutlich noch immer um ihre eigene Achse drehen und die Sonne würde jeden Morgen neu aufgehen. Aber möchte ich wirklich leben ohne all das, wofür wir als Christen und Christinnen stehen? Und dabei geht es eben nicht nur um gute Taten und gute Werke. Es geht um einen Glauben, der trägt und hält. Im Leben und im Sterben.

In einer Welt, die Leistung zum Götzen erhebt, bin ich so dankbar für einen Gott, der mich liebt, ohne dass ich etwas leiste. In einer Welt, die nichts so sehr fürchtet wie den Tod, bin ich so dankbar für einen Gott, der dem Tod ins Gesicht lacht und meinem Leben einen neuen Horizont gibt. In einer Welt, in der man so oft nicht weiß, was man glauben soll, bin ich so dankbar für einen Gott, an dessen Liebe ich täglich aufs Neue glauben kann. Freilich kann ich mir schlecht vorstellen, wie es wäre, wenn ich all das nicht wüsste. Aber nun weiß ich es. Und spüre, wie bang und kalt es mir ums Herz wird, wenn ich mir ein Leben ohne das vorstelle, was mich trägt und hält.

Und das alles weiß ich nur deshalb, weil Jesus damals gen Himmel gefahren ist. Weil Jesus es damals geschafft hat zu gehen. Und weil seine Freunde es geschafft haben, ihn gehen zu lassen. Und nicht mehr an den Himmel zu starren, sondern mit dem Himmel im Herzen den Boden zu bereiten für all das Gute, was mit Jesus Christus in die Welt gekommen ist. Eine ziemliche Leistung, wie ich finde. Weil es nicht leicht ist zu gehen. Und weil es nicht leicht ist, jemanden gehen zu lassen. Das hat etwas mit Vertrauen und Zutrauen zu tun. Offensichtlich hat Jesus seinen Freunden zugetraut, dass sie ohne ihn zurechtkommen. Und offensichtlich haben seine Freunde ihm genug vertraut, um über sich selbst hinaus zu wachsen.

Und so ist das bis heute. Bis heute feiern wir an Christi Himmelfahrt, dass Gott uns zutraut, mündige Christen und Christinnen zu sein. Die seine frohe Botschaft in die Welt tragen, die mit dem Himmel im Herzen die Erde gestalten. Und wir leben in dem und aus dem Vertrauen, dass der Himmel gar nicht weit

weg ist. Sondern immer wieder die Erde berührt, uns berührt. Und weil der Himmel unsere Seelen und unsere Herzen berührt und erfüllt, weil der Himmel unser Horizont ist und nicht nur die Erde mit ihren Gesetzen, deshalb haben wir Kraft und Mut und Liebe und Besonnenheit, das Bild dieser Erde zu verwandeln. Jesus Christus geht, aber er verlässt uns nicht. Gott ist im Himmel, aber seine Liebe gehört der Erde. Wir sind seine Botinnen und Boten, aber wir können das. Wir starren nicht an den Himmel und warten auf Gott. Wir kleben auch nicht an der Erde und vergessen, dass es einen Himmel gibt. Wir sind diejenigen, in denen sich Himmel und Erde berühren. Und wo das geschieht, verändert sich die Welt. Immer wieder. Uns zum Heil und Gott zur Ehre. Amen.